

Jan Müller: **Reich über Nacht** **Wunderwahre** **Geschichten**

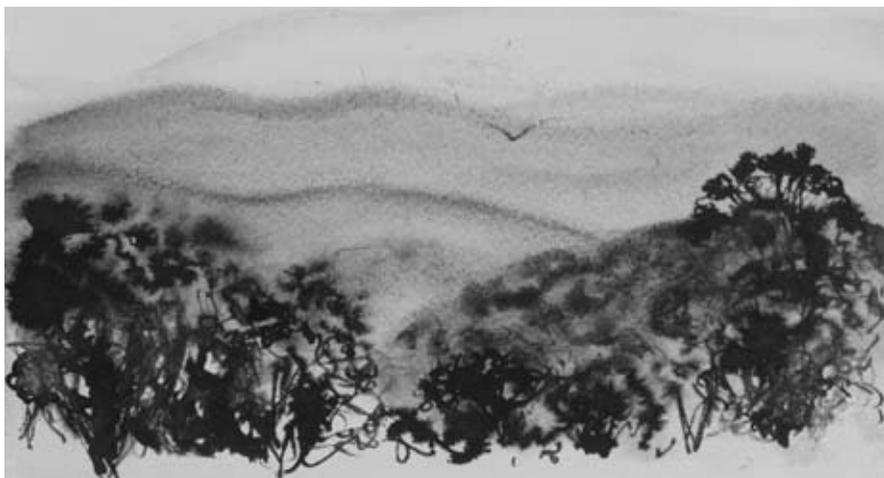


Alfa-Veda-Verlag

Jan Müller
REICH ÜBER NACHT
Wunderwahre Geschichten
6. Auflage September 2017
Die erste Auflage erschien 2014 unter dem Titel
LÜGEN WIE GEDRUCKT
Wunderwahre Geschichten
Copyright © 2014 Alfa-Veda-Verlag
Illustrationen: Stephanie Wolff
Gestaltung und Initialen: Jan Müller
Lektorat: Sylvia Englert, Gé van Gasteren
Alle Rechte vorbehalten
ISBN: 978-3-945004-06-7
www.alfa-veda.com

INHALT

ALS BETTELMÖNCH REICH ÜBER NACHT – VON JAN.....	5
ATLANTAS ALTE HEIMAT – VON JAN.....	17
BEIDSEITS DER TRENNWAND – VON PIERRE.....	27
BRUNNEN FÜR DEVI-DSCHI – VON ALBRECHT.....	33
DER DURCHBRUCH – VON PIERRE.....	45
DIE SCHWEBENDEN SCHWABEN – VON DAGOBERT.....	49
FREMDER IM DORF – VON SASCHA.....	54
FRIDOLINS BEWEIS – VON FRIDOLIN.....	60
GRASHÜPFER BENJAMIN – VON FRIDOLIN.....	65
HOCH OBEN IM RIESENRAD – VON GREGORIUS.....	71
IM FREIEN FALL – VON LÉONCE.....	76
NÁNDINI – VON GREGORIUS.....	82
PUNKT 12 BEI MAYAS VATER – VON JEAN-CLAUDE.....	91
RISS IN DER SCHATTENWAND – VON SASCHA.....	96
SELIGE SEHNSUCHT – VON MERLIN.....	101
SELTEN SO GERANNT – VON DAGOBERT.....	112
TEMPERDUS ESELSBRÜCKE – VON JAN.....	116
VERRAT – VON JEAN-CLAUDE.....	133
WIE DIE GÖTTIN ZU MIR KAM – VON MERLIN.....	139
WIE ICH MEINE EIGENE WELT AUFMACHTE – VON FRIDOLIN.....	151
WIE ICH VERDOPPELT WURDE – VON LÉONCE.....	161
WIE MIR DER KOPF ZERBRACH – VON ALBRECHT.....	177
ZU DEN ERZÄHLERN UND QUELLEN, AUTOR UND ILLUSTRATORIN.....	193



ALS BETTELMÖNCH REICH ÜBER NACHT

Wie ich als Bettelmönch zu Bett ging und über Nacht etwas Erstaunliches erfuhr, das aber noch nicht der Weisheit letzter Schluss war.



Blue Ridge Mountains, Mittwoch, 22. August 2001. Der Tag, an dem sich mein Lebensgefühl über Nacht entscheidend verändern sollte, begann wie ein ganz gewöhnlicher Tag, den ich bereits im Land der unbegrenzten Möglichkeiten weilte. Mit dem Unterschied, dass ich schon kurz nach dem Aufwachen stöhnte.

Ich hatte gerade von einer schwarzen Flussschlange geträumt, die reglos unter der Wasseroberfläche zu schlafen schien. Als ich sie ansah, war sie wie die Fontäne eines Geysirs aus dem Wasser geschnellt, war groß und dick geworden, hatte sich auf mich gestürzt und in ein knuspriges Nougatmädchen verwandelt, das mich mit Mandelaugen anlächelte und sich um mich schlang wie Efeu um eine Eiche. Noch trunken vom Traum und dem Kribbeln, das in meinem Körper nachklang, tastete ich im Halbschlaf nach Stift und Notizbuch, um die schillernden Traumblasen in den Alltag hinüberzuretten, bevor sie zerplatzten.

Dabei rutschte mir der Brief unseres Finanzbüros zwischen die Finger, der mich daran erinnerte, dass ich heute meine letzte Barschaft abliefern musste, wenn ich auch noch den »*Indian Summer*« in der Stille der *Blauen*

Berge verbringen wollte. Dieser gedankliche Seitensprung zum Finanzbüro ließ den scheuen Seifenschaum des Traums unwiderbringlich in Nichts zerfließen und entlockte mir ein Stöhnen des Unwohlseins.

Während die Dusche auf meinen Schädel prasselte, zerplatzten schließlich die letzten Bläschen des Traums im zähen Strom der Finanzsorgen. Als ich mich mit dem Badetuch abtrocknete, stand ich bar jeglicher Illusion in der Wanne und sah nur noch die Haut- und Schmutzpartikel, die das Frotteetuch von meinem Rücken rubbelte.

Meine Lieblingsbeschäftigung war mir durch den Finanzbrief vereitelt worden. Denn gerade das Festhalten des Flüchtigen, das behutsame Fassen des unfassbaren Bereichs der Träume, das Ausdrücken der zarten Schichten des Unterbewusstseins war es, das mich dazu bewogen hatte, mich in dieses Spirituelle Zentrum in den Blauen Bergen zurückzuziehen, wo sich Sucher aus allen Erdteilen trafen, um gemeinsam in der »Halle der Stille« zu meditieren und als Archäologen des Geistes die versunkenen Schichten im kollektiven Bewusstsein der Menschheit zutage zu fördern.

Nach ausgiebiger Morgenmeditation, bei der das Thema Geld zum Glück in den Hintergrund trat, schlug ich den vom Regen dampfenden Waldweg zum Finanzbüro ein, um mich meiner letzten Reiseschecks und Dollarnoten bis auf einen Hunderter, einen Fünfer und drei Eindollarscheine zu entledigen.

Im Zimmer des Hauptgebäudes, in dem unser Finanzbüro untergebracht war, grinste mir hinter dem Schreibtisch ausgerechnet das hagere Hökernasengesicht von Jean-Claude Lüthi entgegen: »Jaa, wer kchömet denn daa? Der Jahn!«

Wie ein Bankkassierer zählte und sortierte er Schecks und Scheine, während ich jammerte: »Hier, mein letztes Geld. Und wie kommt es, dass du als Schweizer in Amerika hinter diesem Schreibtisch sitzt?«

»Man muss sich halt zu helfen wissen, oder? Wenn ich hier nicht sitzen tät, müsste ich genauso viel zahlen wie du. Jetzt hock ich täglich zwei Stunden gemütlich am Schreibtisch, zähle Geld und zahle nur die Hälfte.«

»Ausgerechnet du? Du schwimmst doch im Geld. Du sitzt wohl lieber hinterm Schreibtisch, als durch die Wälder zu wandern?«

»Wandern? Geldzählen ist doch viel schöner.«

»Badest du auch in Goldmünzen wie Dagobert Duck?«

»Bischt du verrückt? Goldmünzen muscht du in Münzkassetten aufbewahren und mit gepolsterten Pinzetten anfassen. Jeder Kratzer mindert ihren Wert.«

Aha, er hortete tatsächlich Goldmünzen. Ausgerechnet dieser Münzensammler hatte also einen Weg gefunden, hier billig zu leben.

Gedankenversunken schlürfte ich gegen Mittag im Speisesaal meine Suppe und ließ den Blick über die blassblauen Gipfel der Blue Ridge Mountains schweifen – dem ältesten Gebirge der Welt, wie die Einheimischen stolz betonten –, da tauchte der bärtige Kahlkopf von Gregorius vor mir auf. Gregorius setzte sich mit seinem Selbstbedienungstablett an meinen Tisch und fragte: »Hallo Jan, hast du dich schon beim Millionärsklub angemeldet?«

Ich gab ein hölzernes Lachen von mir. »Sehe ich aus wie ein Millionär?«

»Darum geht's ja gerade.« Er rückte das Glas Orangensaft, eine Schüssel Minestrone, Pizza und einen riesigen Eisbecher auf seinem Tablett zurecht. »Möchtest du nicht einer werden?«

»Dämliche Frage!« Hätte mir jemand diese Frage in Deutschland gestellt, ich hätte mir die zynische Bemerkung, die mir auf der Zunge lag, sicher nicht verkneifen können. Aber hier, im Land des Goldrauschs und der Traumfabriken, im Land der reichen Onkels und der Neureichen, hier wurde das Unmögliche geglaubt, hier hatte mancher Goldgräber sein Glück gemacht. Und darum verlief der Rest des Mittagmahls in bedeutungsträchtigem Schweigen.

Als wir nach dem Essen unser Geschirr in die Spülecke brachten, meinte Gregorius: »Komm doch nachher mal vorbei. Ich hab was für dich.«

»Wahrscheinlich wieder eine Geldanlage, durch die man über Nacht ohne eigenes Dazutun arm wird.«

»Nein nein ... im Gegenteil. Du wirst nicht arm. Du brauchst nur hundert Dollar einzulegen.«

»Und dann?«

Gregorius sah sich verschwörerisch um und flüsterte, während wir die Treppe zum Ausgang hinunter stiegen: »Dann kriegst du eine Debitkarte über 750 000 Dollar.«

»Wann?«

»In zwei, drei Monaten.«

»Zu schön, um wahr zu sein.«

»Klar. Das sagen alle. Aber hör dir erst mal die Geschichte an. Roger kam vorgestern ganz aufgeregt zu mir, und seine Augen sprühten vor Begeisterung, als er mir die verrückte Geschichte erzählte.«

»Welche Geschichte?«

»Das erzähl ich dir draußen. Gehst du spazieren?«

»Ich will zur Quelle Wasser holen.« Ich tippte auf meine Stofftasche mit den leeren Flaschen. »Gehst du mit?«

Und während wir im Regenwald zwischen verrotteten Stämmen den Trampelpfad zur Quelle einschlugen, erzählte mir Gregorius die Geschichte

Vom Reichen, der sich entschloss, die Armen reich zu machen
Kurz nach dem zweiten Weltkrieg suchte die amerikanische Regierung nach Finanzberatern, die darauf achten sollten, dass sich Angebot und Nachfrage ihrer Währung stets die Waage hielten und nicht zu viele Dollars auf den Geldmarkt kämen, damit der Dollar keine Wertverluste hatte und der Kurs nicht sank. Einer dieser Männer war McRoy.

McRoy kannte sich in Geldgeschäften aus und spezialisierte sich auf Money Trading mit jenen hochkarätigen Gewinnspannen, von denen selbst die Banker normaler Banken nichts wussten. Wer Geschäftspartner in diesen Dimensionen werden wollte, musste mehrere Millionen haben, brauchte Empfehlungen und Bürgschaften aus dem engen Kreise der Beteiligten und musste unterschreiben, dass er niemandem davon erzählte. Denn die Kunden dieser Transaktionen waren die Nationen dieser Welt. In solche Kreise kam nicht jeder rein. Aber McRoy.

Dieser McRoy gab sich aber nicht damit zufrieden, seinen Reichtum durch geschickte Schachzüge von Monat zu Monat zu verdoppeln. Er war die Ausnahme der Regel, das *Enfant Terrible*. Vor etwa fünfundzwanzig Jahren fing er an, um Anleger für seine Geldgeschäfte bei jenen unteren Zehntausend zu werben, die weniger als zehn Millionen wogen, also eigentlich nicht diskutabel waren. Das erregte den Zorn der Auserwählten. Sie deklarierten seine Geldgeschäfte als Betrug, brachten ihn in Untersuchungshaft und froren seine Konten ein. Damit war seinen leichtgläubigen Anlegern ein für allemal bewiesen, dass ihr gutes Geld verloren war, wenn sie einem solchen Lügner Glauben schenkten.

So leicht gab McRoy aber nicht auf. Nach jahrelangem Prozessieren gelang es ihm, eindeutig nachzuweisen, dass seine Geldgeschäfte legal und mit der größten Sicherheit zu Reichtum führten und dass er seinen Anlegern klaren Wein eingeschenkt hatte. Diesmal hetzten die Reichen gleich das FBI auf ihn und ließen seine Konten wieder einfrieren. McRoy durfte von neuem prozessieren. Das Ganze wiederholte sich ein drittes Mal.

So waren zwanzig Jahre hingegangen. McRoy war längst nicht mehr der Jüngste und nicht nur reicher an Erfahrung, auch an Geld. Die Summe seines angelegten Kapitals betrug inzwischen eine Milliarde und zweihundert Millionen Dollar. Selbst wenn er viele Erdenleben vor sich hätte, konnte er diesen Reichtum nicht allein verprassen. Er rechnete sich aus, dass jeder Hundertdollarschein, den er vor dem Einfrieren der Konten angelegt hatte, inzwischen auf 750 000 Dollar angewachsen war.

Diesen Gewinn wollte er mit anderen teilen. Er hatte eine feste Summe zu vergeben und wollte solange Anlagen entgegennehmen, bis das Limit seiner Ausschüttung erreicht war. Dann erst wollte er auf einen Schlag das ganze Geld verteilen. So erfand er, um arme Menschen reich zu machen, die »100 Dollar Anmeldegebühr zum Millionär«.

Wer den Einsatz zahlte und damit sein Vertrauen und seinen Wunsch, zum Millionär zu werden, kundgab, sollte dafür eine dreiviertel Million bekommen.

»Nun«, fragte Gregorius und strich sich den Bart, »bist du dabei?«

Wir waren an der Quelle angelangt, die zwischen moosbewachsenen Felsen aus dem Berg sprudelte, und ich begann, meine Flaschen mit Quellwasser zu füllen. »Die Geschichte klingt zu edelmütig«, sagte ich. »So was gibt es nur im Märchen, nicht in Wirklichkeit. Außerdem habe ich mich längst entschlossen, mein Geld mit dem zu verdienen, was ich besser kann als Spekulieren und was mir Selbstbewusstsein und Erfüllung bringt: mit kreativer Arbeit, die anderen Menschen Nutzen oder Freude bringt.«

»Wie du willst. Ich weiß, es klingt verrückt. Aber was sind hundert Dollar gegen siebenhundertfünfzigtausend? Selbst wenn sie drauf gehen. Du würdest dir die Haare raufen, wenn deine Freunde plötzlich Millionär wären und du nicht.«

»Das stimmt. Gegen Reichtum hätte ich nichts einzuwenden. Wie viel sagst du, wird aus hundert Dollar?«

»Eine dreivierte Million.«

»In welchem Zeitraum?«

»In zwei, drei Monaten hast du die Debitkarte.«

Ich war kein Träumer, kein Hans-guck-in-die-Luft, überhaupt keine Spielernatur. Menschen, die ihre irrationalen Hoffnungen auf Glücksspiele setzten, konnte ich nur belächeln. Erst kürzlich hatte ich mich über die Logik meiner Stiefmutter gewundert, die jede Woche für sieben Mark fünfzig Lotto spielte und mir stolz berichtete, dass sie gerade fünf Mark gewonnen habe, also für das nächste Spiel nur 2,50 zahlen müsse. Ich hatte ihre scharfe Kalkulationsgabe bewundert, mich aber eines Kommentars enthalten. Denn kurz vorher hatte ich auf der Titelseite des Wiesbadener Kuriers folgende Nachricht gefunden, an die ich mich jetzt ebenfalls erinnerte.

Spender mit Hindernissen

Wie schwierig es sein kann, anderen Menschen Geld zu schenken, erfuhr kürzlich der Wiesbadener Multimillionär Manfred Guckelsheim (Name von der Redaktion geändert). Der 82jährige Guckelsheim hatte keine direkten Nachfahren und nur Verwandte, von denen er wusste, dass sie ihn lieber heute als morgen beerbten.

Um seinen Reichtum vor seinem Ableben sinnvoll unters Volk zu bringen, entschloss er sich, Geldpreise an Menschen zu vergeben, die es wert waren, geehrt zu werden: Menschen, die anderen das Leben gerettet hatten. Also kontaktierte er Behörden und Vereine, um Anschriften von Lebensrettern zu erhalten. Aber immer kam die gleiche Antwort: keine Auskunft wegen Datenschutz.

»Gut«, dachte er, »dann eben nicht. Es gibt wahrscheinlich sowieso nicht viele Lebensretter.« Und er suchte eine neue Zielgruppe: Er wollte Erfinder ehren, die etwas Segensreiches erfunden hatten. Er schrieb ans Patentamt und an Industrie- und Handelskammern und hielt endlich die gewünschten Adressen seiner Zielgruppe in Händen.

Diesen Personen schrieb er einen Brief, erklärte sein Vorhaben und bat um Rückantwort mit Kontonummer. Nur ein Viertel der Angeschriebenen antwortete.

Mehrere baten nachdrücklich darum, sie mit derartigen Angeboten nicht mehr zu belästigen: »Den Schwindel kennen wir.«

Wahrscheinlich hätte ich genauso reagiert. Hatte ich doch kurz nach meiner ersten Amerikareise einen Brief erhalten mit der Mitteilung, ich hätte einen Preis von 10.000 Dollar gewonnen und sollte nur noch meine Kontonummer angeben. Ich musste den Brief dreimal lesen, bis ich den Haken entdeckt hatte. Mein Kontostand wäre auf keinen Fall gestiegen, sondern wahrscheinlich drastisch gesunken. Auch diese Story fiel mir ein, als Gregorius zu Ende war.

»Ich habe gerade noch hundert Dollar«, meinte ich. »Wenn ich die hergebe, bin ich blank.«

»Gut, gut, ich wollt's dir nur gesagt haben.« Gregorius begleitete mich bis zur Haustür. »Vielleicht sprichst du beim Abendessen mal mit Mario. Der kann dir eine Story von einem reichen Italiener erzählen.«

Beim Abendessen setzte ich mich neben den schicken Mario. »Gregorius sagte, du wüsstest eine Geschichte von einem reichen Italiener?«

»Ja natürlich«, meinte er. »Das muss um 1995 herum gewesen sein. Ich war gerade ein paar Monate zu Hause. in Meran. Da hörte ich im Fernsehen, ein Reicher möchte Geld verschenken. Er habe aber zu den Wohltätigkeitsorganisationen kein Vertrauen. Deswegen werde er jedem, der ihm zehntausend Lire schicke, zwei Millionen Lire zurücksenden.«

»Und warum sollten die Leute erst was zahlen, wenn sie viel mehr zurückbekamen?«

»Als Zeichen, dass sie ihm vertrauten. Der Nachrichtensprecher brachte die ausführliche Adresse und kommentierte, ob es Betrug sei oder Wahrheit, werde erst die Zukunft zeigen. Auch in den Zeitungen stand die gleiche Nachricht. Wer sein Geld zu spät einschicke, wenn das Vermögen schon verteilt sei, hieß es, der bekäme seine Einlage zurück.«

»Und hast du dich beteiligt?«

»Ich dachte natürlich, das sei Quatsch.«

»Und was ist draus geworden?«

»Nach zwei Monaten ging es durch Presse und Fernsehen, dass alle, die rechtzeitig eingeschickt hätten, rund 25.000 Mark bekommen hätten. Und die restlichen hätten ihre Einlage zurückbekommen.«

»Und du hast dich geärgert.«

»Na ja, wer rechnet schon damit, dass so was stimmt?«

Marios Bericht stimmte mich nachdenklich. Konnte sich tatsächlich verwirklichen, was sich alle Armen wünschten und wogegen sich die Reichen sträubten? Dass Reichtum sinnvoller verteilt wurde? Denen, die zuviel hatten, machte es Freude, etwas abzugeben, und die zuwenig hatten, bauten ihre Vorurteile gegen Reiche ab und bekamen eine Chance, aus ihrem Leben etwas Besseres zu machen?

Kurz vor dem Schlafengehen klopfte ich bei Gregorius. »Her mit der Anmeldung. Ich bin dabei!«

»Phantastisch! Bald sitzen am Esstisch nur noch Millionäre.«

Meine letzten hundert Dollar war ich los. Aber was hatte ich gewonnen? Als armer Schlucker war ich zu Gregorius gegangen, als Millionär in spe ging ich zu Bett. Zum ersten Mal in meinem Leben sah ich konkret die Möglichkeit, dass mein Konto bald den gleichen Reichtum zeigen würde, den ich schon seit langem in mir ahnte. Reich über Nacht! Genau, wie es McRoy versprochen hatte.

Ich wusste, dass ich eine reiche Seele hatte, dass in meiner Phantasie seltene Schätze unter Schlamm und Stein vergraben schlummerten. Aber sie brachten noch keinen Gewinn, weil sie noch nicht gefördert, nicht erschlossen waren.

Ich spürte, dass ein Mensch, der innerlich so reich wie ich war, auch äußerlich den Reichtum leben müsse. Denn Äußeres und Inneres entsprachen sich. Eine reiche Seele dürfte auch äußerlich nicht arm sein.

Rätselhaft blieb nur, warum sich dieser Reichtum nicht auf meinem Konto bemerkbar machte. Wie kam es, dass ich die reichsten Schätze der Welt in mir verborgen wusste, dass ich eigentlich reicher war als alle Millionäre, die gehetzt und krank durchs Leben hasteten, und dennoch zeigte mein monatlicher Kontoauszug keine Reaktion auf diesen Reichtum? Mein Seelenreichtum schien ihn kalt zu lassen.

Diese Schikane hatte nun ein Ende. Lange konnte ich nicht einschlafen. In allen Einzelheiten malte ich mir aus, was ich mit dem Geld anstellen würde. Eine dreiviertel Million Dollar! Umgerechnet in Mark waren das über 1,3 Millionen. Also war ich D-Mark-Millionär.

Natürlich war mir klar, dass eine dreiviertel Million kein wahrer Reichtum war. Kein Geld, um einen Wahlkampf zu gewinnen, einen nationalen Haushalt zu sanieren, Entwicklungsländer von ihrer

Staatsverschuldung und dem Joch der Industrienationen frei zu kaufen. Eine dreiviertel Million war nichts! Nur ein Tropfen auf den heißen Stein. Aber immerhin. Man musste mit dem leben, was man hatte.

Vor einer Stunde hatte ich meine letzten hundert Dollar hingeblättert. Jetzt, eine Stunde später, war ich reich. McRoys Versprechen, arme Menschen reich zu machen, hatte sich bei mir erfüllt: reich über Nacht.

Am nächsten Morgen gab es nichts zu stöhnen. Das prickelnde Gefühl, in einem Traum voller schillernder Seifenblasen zu leben, blieb den ganzen Tag erhalten. Nach dem Regen roch der Wald frisch und saftig. Trunken stapfte ich über den weichen Boden zur »Halle der Stille« und dichtete dabei Haikus über das Gehen im Wald.

*Wind zaust die Kronen.
Trunken die Stämme.
Wipfel torkeln himmelwärts.*

*Bemooster Stein.
Federnder Humus.
Aufs Laubdach knistert der Regen.*

*Der Boden trinkt.
Gras richtet sich auf.
Ich höre die Halme wachsen.*

*Nach dem Schauer.
Der spröde Boden jetzt weich.
Neue Stapfen darin.*

Allein dieses Wohlgefühl war die hundert Dollar wert. Als frischgebakener Millionär betrat ich mittags den Speisesaal. Schon von weitem erkannte ich am Gesichtsausdruck, wer zum Millionärsklub zählte und wer nicht. Die einen aßen mit verträumtem Schmunzeln, verklärt in die Sonne blinzelnd, die anderen stocherten stumpf in ihren Nudeln, arm, realistisch und verbiestert, sich störrisch gegen die Millionen sträubend, die ihnen die Natur zuschieben wollte. Und dann gab es noch die dritte Gruppe: die Uneingeweihten, die von dem neuen Zauberwort noch nichts gehört hatten und genauso unbefangen plauderten und lärmten wie bisher.

Natürlich setzte ich mich zu den Millionären. Das Gesprächsthema war klar. »Wann ist die Ausschüttung?«

»Noch dieses Jahr.«

»Wie lange ist der Fonds noch offen?«

»Das Limit ist noch nicht erreicht.«

»Glaubst du dran?«

»Abwarten und Tee trinken.« Léonce sah zu mir. »Was meinst du?«

Ich überlegte einen Augenblick: »Verkehrt!«

»Was ist verkehrt?« Er runzelte die Stirn.

»Abwarten und Teetrinken ist falsch«, sagte ich. »Wer auf die Auszahlung wartet, hat McRoy noch nicht begriffen.«

»Wie meinst du das?«

»Wir müssen den Schwebezustand nutzen, den wir heute haben. Dieses traumhafte Gefühl, angehoben, leicht, beflügelt, reich in Seele, Leib und Konto.«

»Aber auf dem Konto ist noch nichts.«

»Was schert uns der Kontostand? McRoy hat sein Versprechen eingehalten. Bis gestern waren wir arme Schlucker. Wir glaubten, Armut sei uns vorbestimmt, weil unser Kontostand den Geist begrenzt und einengt. Erst McRoy hat das geändert. Ab heute kennen wir den Duft des Reichtums. Und den gilt es zu nutzen. Wir machen es wie McRoy.«

»Ja wie denn? McRoy hat das Know-how über solche Geldgeschäfte, hat Millionen und Beziehungen. So leicht kommst du da nicht ran.«

»Quatsch. McRoy hat uns nur eines voraus: die Geschichte, die er uns aufgetischt hat. Sie ist einerseits so märchenhaft, dass jeder denkt: zu schön, um wahr zu sein. Andererseits so erzählt, dass wir sie für bare Münze nahmen und bares Geld hinblättern. Und davon lebt er.«

»Du meinst, er ist ein Schwindler?«

»Wieso Schwindler? Er hat klipp und klar erklärt, dass er dreimal des Betrugs bezichtigt wurde: von der Polizei, vom FBI, von den Gerichten. Er hat seinen Anlegern die ganze Zeit reinen Wein eingeschenkt. Bis sie merkten, dass sie seinen Lügenmärchen keinen Glauben schenken durften. Das wird alles ungeschminkt gesagt. Er verspricht, die Armen reich zu machen, und genau so fühlen wir uns jetzt. Aber nicht durch seine Dollar, sondern durch seine Geschichte. Er zeigt uns, wie man's machen muss.«

Im Eifer des Gefechts waren wir lauter geworden und hatten immer mehr Blicke auf uns gezogen. Bildhauer Albrecht hatte sich zu uns gesetzt und verfolgte mit hochrotem Kopf unser Gespräch. Fridolin, unser Geiger mit Mozartschopf, stand hinter ihm und runzelte die Stirn. »Du meinst, wir sollten alle Geldbetrüger werden?«

»Im Gegenteil! Wir erfinden ebenfalls Geschichten, die die Welt für bare Münze nimmt. McRoys Geschichte ist bestimmt nicht völlig aus der Luft gegriffen. In jeder Story steckt ein wahrer Kern: Er sagt ja selbst, er wurde dreimal des Betrugs bezichtigt. Diese Fakten wirkten glaubwürdig und überzeugend, weil er aus Erfahrung sprach. Wir nehmen unsere eigenen Erlebnisse und spinnen daraus ein Seemannsgarn, das jeder glaubt.«

Auch Pierre, unser Schriftsteller, der sein Geschirr in die Spülecke bringen wollte, war mit seinem Tablett in der Hand stehengeblieben und fragte amüsiert: »Du willst Lügen schreiben?«

»Was heißt Lügen? Hat jemand einen Zwanzigdollarschein dabei?«

Millionär Dagobert griff in die Tasche, holte seine Geldbörse hervor und gab mir einen Zwanzigdollarschein.«

»Warum ist dieser Zettel zwanzig Dollar wert?«, fragte ich in die Runde. »Papier ist doch viel billiger!«

»Das liegt am Aufdruck,« meinte Pierre.

»Eben: Der Wert entsteht durch die Behauptung eines Sachverhalts. McRoy erfand die Anmeldegebühr zum Millionärsklub. Die haben wir bezahlt. Jetzt müssen wir beweisen, dass wir würdige Vertreter der Finanzwelt sind: Wir müssen lernen, zu lügen wie gedruckt. Jeder, der zum Klub gehören will, tischt uns als Einstand eine Geschichte auf, die zwar einen Funken Wahrheit, aber auch eine Prise Lüge enthält. Doch wehe, er lässt sich beim Lügen erwischen! Dann hat er verloren. Wer die unglaublichste Geschichte auftischt, ohne der Lüge überführt zu werden, bekommt vom Verlierer seinen Aufenthalt hier finanziert und wird dadurch unabhängig von McRoys Auszahlung. Jeder darf so viele Geschichten erzählen, wie er will.«

Dieser Vorschlag sorgte im frisch gegründeten Millionärsklub für einigen Wirbel. Die einen meinten, es reiche, die Aufnahmegebühr an McRoy bezahlt zu haben, um sich als Millionär zu fühlen. Andere hielten dagegen, dass Naivität und Leichtgläubigkeit alleine noch niemanden zum Millionär gemacht habe.

Nach wildem Hin und Her bot sich unser Buchhalter und Kassenwart Jean-Claude, der McRoys Geschichte nur belächelt hatte und sich auch ohne Anmeldegebühr zu den Klubmitgliedern zählte, plötzlich an, die Recherchen zu übernehmen, um den Wahrheitsgehalt der Geschichten zu überprüfen. Sein Hintergedanke war ihm förmlich ins Gesicht geschrieben: Wenn er selber die Prüfung übernahm, hatte er die besten Chancen, den Verlierer aufzudecken und durch Erzählen einer spannenden Geschichte völlig kostenlos hier leben zu können.

Um Streitigkeiten vorzubeugen, bestimmten wir außerdem einen Protokollführer und einen Audiomann, der alle Geschichten mitschnitt, und verabredeten, uns jeden Abend bei einem anderen Mitglied des Millionärsklubs zu treffen, der uns seine Geschichte zum besten gab.

Aber wer sollte den Anfang machen? Niemand wollte sich als erster auf Glatteis begeben und einbrechen. Schließlich erinnerte ich mich an ein Erlebnis aus meiner Jugend und machte mich an das waghalsige

Unterfangen, aus einem wahren Kern ein
zünftiges, aber unwiderlegbares
Seemannsgarn zu
spinnen.

ATLANTAS ALTE HEIMAT



eine Jugendfreunde werden sich gewiss erinnern, dass ich im Winter 1968 eine Zeit lang spurlos von der Bildfläche verschwunden war, so dass sich in meiner Heimatstadt das Gerücht verbreitete, ich sei in den Philippinen beim Goldschmuggeln erwischt worden und stünde unter Inselarrest. Als ich das später erfuhr, musste ich schmunzeln.

Ich ging damals zwar einer recht waghalsigen Tätigkeit nach, die häufige Ausflüge nach Südostasien mit sich brachte, aber den Ort, der mich von der Bildfläche verschwinden ließ, konnte ich beim besten Willen keinem verraten, ohne dass er mich entweder für einen Phantasten oder für einen fabelhaften Erzähler gehalten hätte. Inzwischen aber ist genügend Wasser den Rhein heruntergeflossen, und so will ich es wagen, mit der Wahrheit herauszurücken, egal, was man über meinen Geisteszustand denken mag. Da ich damals rege Tagebuch führte, kann ich mich noch an jede Einzelheit erinnern.

Es begann während einer Stippvisite über Weihnachten und Neujahr in Rio de Janeiro, wo mir der Trubel zum Weihnachtsfest in der südlichen Hitze eher wie unser Karneval vorkam. In dem kleinen, aber gemütlichen Hotel Breganza auf einer der Seitenstraßen lernte ich dabei eine Dame namens Atlanta kennen, die auf den ersten Blick eher schlicht und unscheinbar wirkte und wenig sprach, aber eine unerschütterliche Ruhe an den Tag legte und vor allem: Augen hatte, – tja, wie soll ich sagen, Augen ... So etwas hatte ich noch nie gesehen.

Bei meiner Suche nach einem Gegenüber hatte ich nämlich immer nach Augen gesucht – jetzt erst wurde mir das recht bewusst – nach Augen, durch die man ins Innere der Seele tauchen und den tiefblauen See mit seiner spiegelglatten Oberfläche sehen könnte. Aber wohin ich auch blickte, überall sah ich nur vorgezogene Gardinen hinter Schlafzimmerfenstern oder Rumpelkammern voller Tand und Trödel.

Der tiefe dunkle See, den ich suchte, war nirgends zu finden.

Dieser Dame Atlanta aber hatte ich kaum in die Augen geschaut, da wurde mir auch schon schwindlig und ich glaubte, in ihre Seele zu fallen, eine Seele, unendlich weit und tief und groß und ohne jegliche Tüllgardinen. Sie war aber nicht aus Rio, sagte sie mir, überhaupt keine Brasilianerin, sondern käme aus einer Gegend zwischen Florida und den Bermudainseln, wo die Welt noch in Ordnung sei. Und sie lud mich ein, sie doch für ein paar Tage in ihre alte, von moderner Hektik verschont gebliebene Heimat zu begleiten. Warum nicht, dachte ich, ich liebte ja das Abenteuer, und vor allem – ihre Augen. Ein paar Tage, das könnte ich verschmerzen.

Wir buchten gemeinsam einen Flug auf die Bermudas. Als wir allerdings am Flughafen Hamilton in einen Flugschrauber umsteigen sollten, ein sonderbares Zwischending aus Hubschrauber und Propellermaschine, in das die Einheimischen mit gackerndem Geflügel unterm Arm über eine Art gut dazu passende Hühnerleiter kletterten, dachte ich: Wo bist du hier gelandet?

Immerhin, die urige Flugmaschine hob tatsächlich ab und flog Richtung Meer. Bald schon sah ich unter uns nichts als eine endlose Wasserfläche. Und jetzt kam das Erstaunliche.

Normalerweise, wenn wir in großer Höhe übers Meer fliegen, erkennen wir im Meer ab und zu hellere oder dunklere Flecken, ein Zeichen, dass der Meeresboden dort flacher oder tiefer ist. Aber aus dem Flugschrauber, der ja verhältnismäßig tief flog, sah ich unter mir auf einmal etwas Weißes. Nicht hell- oder dunkelblau, nein, völlig weiß, als wäre auf dem Meeresgrund ein riesiges versunkenes Amphitheater, eine Arena oder etwas Ähnliches.

Als hätte der Pilot erkannt, dass ich neugierig geworden war, was sich dort im Wasser befand, drehte er weite Runden um das Weiß im Meer, als kreise er in einer Warteschleife für die Landung. Wollte er hier etwa landen, wo doch weit und breit keine Insel, keine Küste, keine Landebahn zu sehen war? Die Schleife wurde immer enger, als wollte er den engsten Wendekreis erreichen, den die Maschine zuließ. Dabei flog er immer tiefer. Und jetzt geschah das Unglaubliche.

Als wühlte ein riesiger Wirbelwind das Meer auf, öffnete sich im Wasser mit einemmal ein weites Strudeloch, bis der Meeresboden mit dem weißen Rundbau an der trockenen Luft lag.



Und in diesem Augenblick setzte der Pilot zur Landung an.

Mir stockte der Atem. Was geschah hier? Ich zwickte mich in den Unterarm. Ich träumte nicht. In diesem Augenblick hätte ich am liebsten eine Kamera dabei gehabt. Aber wer dachte schon an so was? Wer konnte ahnen, wenn er eingeladen wurde, eine alte Heimat zu besuchen, dass er auf dem Meeresboden landen würde? Jeder wusste, dass kein Mensch dort leben konnte, das bestätigte uns jeder Biologe. Nur die Mythen- und Märchenerzähler nahmen das nicht so genau. Aber davon war ich – zumindest damals – weit entfernt. Mein Leben glich eher einem Kriminalroman als einem Märchen. Aber eine eigene Kamera war gar nicht nötig. Später fand ich diese Ansichtskarte, die genau zeigt, was ich bei der Landung sah.

Da hörte ich leises Kichern und Gegluckse. Ich war so von dem seltsamen Geschehen, das sich vor dem Fenster abspielte, gefangen genommen, dass ich die Mitreisenden völlig vergessen hatte. Die hatten offensichtlich bemerkt, dass ich – wie soll ich sagen – leicht nervös geworden war. Sie sahen alle zu mir herüber und kicherten. Eine Bäuerin mit breiter flacher Nase und auseinanderstehenden Zähnen, die ein türkisches Kopftuch trug, lachte mir unverhohlen ins Gesicht.

Und jetzt sah ich bei der Bäuerin – es durchfuhr mich bis ins Mark – die gleichen tiefen Augen. Ich blickte in die Runde und erkannte, weil ja alle ringsum auf mich blickten, überall denselben tiefen Blick. Was war

das für ein Volk? Da nahm die Bäuerin ihr Hühnchen unter den Arm und schob sich Richtung Ausgang. Tatsächlich. Die Tür hatte sich geöffnet und alle stiegen aus!

Durch das Gekicher war meine Aufmerksamkeit auf das Innere der Maschine gelenkt worden, und so hatte ich nicht mitbekommen, was bei der Landung noch geschehen war. Ich fühlte mich nur schwindlig und benommen, als hätte ich mich im Kreis gedreht. Und jetzt sah ich, wie einer nach dem anderen aus dem Flugschrauber über dieselbe Hühnerleiter ins Freie kletterte.

Ich will ganz ehrlich sein: Ich hatte mir zwar als junger Wagemut und Grünschnabel gewünscht, möglichst viel Abenteuerliches durchzumachen und das Leben bis zur Todesgrenze auszuschöpfen, denn das Schlimmste war für mich ein seichtes Leben voller Langeweile, aber jetzt beim Aussteigen war es mir doch etwas mulmig zumute.

Dieses Gefühl verschwand allerdings sofort, als mich Atlanta am Arm nahm und mit ihrer unerschütterlichen Ruhe aus der Maschine schob.

Und hier war alles wieder ganz normal. Keine Spur von Meeresspiegel, keine Witterungsränder, keine Hochwasserspuren, keine markierten Wasserhöchststände an den Häusern. Die Maschine stand in einem großen, weißen Kessel, einer Art Arena, die zu einer Seite einen Ausgang hatte.

Als wir durch den Ausgang traten, sah ich eine Landschaft wie im tiefsten Festland. Wäre dieser Flug mit Landung nicht gewesen, ich hätte nichts Besonderes bemerkt. Ganz wie Atlanta gesagt hatte: eine alte, von moderner Hektik verschont gebliebene Heimat.

Atlanta sprach weiterhin wenig, nur ein paar Brocken portugiesisch-englisch. Wenn sie sich allerdings mit den Einheimischen in ihrer eigenen Sprache unterhielt, wurde sie gesprächig. Und diese Sprache faszinierte mich. Mal klang sie wie ein altes, urtümliches Deutsch, mal wie griechisch, mal französisch, mal altindisch, und sie erweckte in mir eine Ahnung, eine uralte Erinnerung ... Ich konnte nicht greifen, was das war. Ich wusste, es berührte mich, aber warum, das konnte ich nicht sagen.

Bis mich Atlanta einlud, einen alten Tempel zu besichtigen. Da stand eingemeißelt über dem Eingangsbogen die Inschrift: MATHEMÀ TI ÎK! Nach all dem Sonderbaren endlich etwas Vertrautes: die Römische Kapitale, die Mutter der lateinischen Schrift. Mir wurde klar, dass dieser

Ausflug kein Zufall war. Anscheinend hatte ich etwas zu lernen. Wir traten in den Tempel und durch einen zweiten Torbogen in eine mit durchbrochener Wand abgeteilte Nische. Das, sagte Atlanta, diene als Orakelstätte. Wenn jemand ein größeres Unternehmen beginnen wolle, käme er zur vereinbarten Zeit in diesen Tempel, und in der Nische hinter dem inneren Bogen stiegen Dämpfe auf, und die Sprache des Orakels sei oft zweideutig und rätselhaft. Aber jeder verstünde immer, was für seine Lage richtig sei.

Ich weiß nicht mehr genau, wie viele Tage wir in Atlantas alter Heimat blieben. Denn täglich wurde ich mit Dingen konfrontiert, die mein bisheriges Weltbild bis in die Grundfesten erschütterten. Ich musste einfach akzeptieren, was ich hören, fühlen, sehen, schmecken, riechen konnte, schließlich erlebte ich es mit meinen eigenen Sinnen. So gewann ich ganz allmählich ein völlig neues Verständnis für den Ein- und Ausgang der Raumzeitkrümmung und für andere Mechanismen, die mir erst in Atlantas alter Heimat klar wurden.

Kurz vor der Rückreise nach Hamilton lud mich Atlanta als krönenden Abschluss meines Aufenthalts zu einem persönlichen Orakelspruch ein. Als dann im Tempel die Dämpfe aufstiegen – es roch einerseits nach Kampfer, Menthol und Tigerbalsam, andererseits würzig wie Weihrauch oder indisches Räucherwerk – und das Orakel seinen seltsam rhythmischen Singsang begann, versank ich in einen Zustand, in dem ich mich nicht mehr bewegen konnte. Ich spürte keinen Körper mehr, ich wusste nicht, ob meine Arme und Beine verschränkt oder ausgestreckt waren, ich spürte kein Gewicht, mein Atem schien endlos lange in der Schweben zu verharren – still und unbeweglich schwebte ich in einer daunenweichen Wolke, und in meinem Hinterkopf erschien ein Licht, als ginge hinter mir die Sonne auf.

Und alles, was ich bisher erlebt und erlernt hatte, bröckelte von mir ab wie spröder Schlamm, der sich um die Haut gesetzt und mich zu einem Dickhäuter gemacht hatte. Die trockne Kruste platzte ab wie Eichenborke, ich fühlte mich wie neugeboren, beweglich, tänzerisch, geschmeidig, eine Weidenrute, die im Winde peitschte, eine züngelnde Flamme in lauer Herbstnacht beim Kartoffelfeuer.

Wie von Ferne hörte ich den Singsang des Orakels, gleichmäßig wie ein Wiegenlied, und es kam mir vor, als sei es meine eigne Muttersprache.

Durch diesen Singsang schlief ich schließlich ein und bekam von meiner Umwelt nichts mehr mit. Als ich erwachte, hörte ich den Rotor des Flugschraubers, und ich saß wieder in der alten Blechkiste, die gerade durch ein Luftloch fiel.

Wie ich aus dem Tempel in die klapprige Maschine gekommen war, habe ich bis heute nicht erfahren. Erst als wir in Hamilton wieder in die Maschine nach Rio stiegen, merkte ich erstaunt, dass fast drei Monate verstrichen waren. Und ich hatte alle Hände voll zu tun, vor Ablauf meines Visums meine Heimreise zu buchen. Der Alltag nahm mich voll in Beschlag, und Atlantas alte Heimat rückte immer weiter ins Reich der Märchen und der Träume.

Als ich beim Rückflug nach Europa tief unter mir den endlosen Atlantik sah, konnte ich kaum glauben, dass auf dessen Grund ein ganzes Volk mit offenen Augen lebte. Wie zur Versicherung, dass mein Besuch am Meeresgrund kein Traum gewesen war, lernte ich den Liedertext in Atlantas Muttersprache auswendig, den sie mir zur Erinnerung geschenkt hatte:

*Mâ thèmmat Îk.
Mâ thèmmat Hêmat Îk.
Mâ thèmmat Hêmat Mâthemat.
Mathemà ti Îk!*

*Mir dämmert das Ich,
die Heimat des Selbst,
die Heimat des Wissens.
Erkenne dein Selbst!*

*Mâ thé hêm!
Mâ thé hêm ad Îk!
Mâ thé hêm ad Îk âtik,
àti Îk âtik.*

*Mach dich heim!
Mach dich heim zum Ich!
Mach dich heim zum alten Ich,
dem transzendenten Ich.*

*Mad Hêm at Îk.
 Mad Hêm at hêmatic.
 Mad Hêm at Hêmat Mâthemat.
 Mâ thèmmati mad Îk.*

*Mein Heim ist das Ich.
 Mein Heim ist heimatlich.
 Mein Heim ist die Heimat des Wissens.
 Mir dämmerte mein Ich.*

Übrigens ist es mir später nie mehr gelungen, die Stelle mit dem weißen Kessel unter dem Meeresspiegel auszumachen. Alle Piloten, ebenso die Kapitäne von Privatjachten in Florida und auf den Bermudas, schüttelten nur energisch den Kopf, wenn ich sie bat, mit mir die Stelle mit dem weißen Kessel im Meer zu suchen.

»Sind Sie lebensmüde?«, war die lakonische Antwort. »In diese Gegend bringen mich keine zehn Stürme!«

»Witzbold!«, rief der hagere Pierre und grinste verschmitzt.

»Sei doch still«, fuhr ihn Jean-Claude an. »Lass den Jahn fertig erzählen.«

»Das war's schon, ich bin fertig«, sagte ich und ließ meine »Ansichtskarte« und das »Lied in Originalsprache« durch die Reihen wandern.

»Merci vielmol.« Jean-Claude strahlte übers ganze Gesicht. »Buchstabierst du mir grad mal den Namen von dem Hotel in Rio? Und ich bräuchte ein paar Kontaktadressen von Freunden aus deiner Jugend.«

»Auf Anhieb fällt mir keiner ein. Wozu brauchst du das?«

»Dreimal darfst du raten. Die Story glaubt dir doch kein Mensch. Vielen Dank. Jetzt haben wir wenigstens schon mal den Verlierer.«

»Moment mal. Von glauben war keine Rede. Es geht um den Nachweis einer Lüge. Als Lüge gilt nur, was sich durch Dokumente eindeutig widerlegen lässt. Ich habe schließlich schwarz auf weiß als schriftlichen Beweis den Zettel mit dem Liedertext in Originalsprache.«

»Das beweist gar nichts.« Jean-Claude gab sich nicht geschlagen.

»O doch!« Unverhofft mischte sich Pierre, der selber Kurzgeschichten schrieb, in unseren Disput ein. »Es geht doch hier nicht um Fakten, sondern um Wahrheit: um literarische Wahrheit, wenn du weißt, was das ist.«

»Wenn daas so ist«, protestierte Jean-Claude, »dann kannscht du ja jede Lüge einfach umtaufen in literarische Wahrheit.«

»Du kennst dich doch in der Buchhaltung aus«, meinte Pierre. »Da werden die Zahlen und Fakten so lange zurecht gebogen, bis sie fürs Finanzamt stimmig sind. Was in Wirklichkeit geschah, spielt keine Rolle. Nur was du schwarz auf weiß besitzt, kannst du getrost zum Fiskus tragen. Literarische Wahrheit eben.«

»Dann kannscht du ja alles behaupten und das Blaue vom Himmel lügen.«

»Von wegen!« Pierre beugte sich vertraulich zu Jean-Claude. »Du hast doch sicher schon mal Rückfragen vom Finanzamt bekommen. weil deine Steuererklärung zu ungenau war oder Widersprüche enthielt. Das Finanzamt hegte berechtigte Zweifel, denn deine Worte waren nicht überzeugend. Den besten Beweis für die Macht des Wortes kennen wir aus der Bibel: Und Gott sprach: Es werde Licht, und es ward Licht.«

»Genau, die Macht des Wortes«, warf ich ein. »McRoy sprach. Ich werde reich, und er ward reich.«

»Aber wo isch die Grenze?« protestierte Jean-Claude. » Das muss genau definiert werden, wie ich den Lügner überführen kann. Bei McRoy war mir sofort klar, dass das nüt stimme kcha. Wer sich mit Finanzgeschäften auskennt, sieht sofort die Widersprüche. Es sind immer dieselben Märchen, die uns da ufgetischt werre. Es hat halt immer Leichtgläubige, die darauf reinfallen.«

»Siehst du, das ist es«, meinte Pierre. »Erlogene Geschichten riechen faul, abgedroschen, nach Klischee. Am besten erzähl ich dir mal die Geschichte, mit der meine Schriftstellerkarriere begann. Die behandelt nämlich genau diesen Punkt. Ende der Achtziger lebte ich mit Oskar in einem schäbigen Wohncontainer, wo es durchs Dach regnete. Oskar kommt übrigens morgen in Atlanta an, ich hole ihn nachmittags vom Flugplatz ab. Jedenfalls klingelte eines abends gegen zehn das Telefon und ...«

»Halt«, rief ich. »Bewahre die Geschichte bitte bis morgen auf. Jeden Abend eine Geschichte. Und wenn Oskar dabei ist, kann ihn Jean-Claude anschließend gleich als Zeuge vernehmen. «

Pierre runzelte die Stirn. »Ich bin mir nicht sicher, ob Oskar als Zeuge der Richtige wäre. Er spielt nämlich in der Geschichte den Antagonisten.«

»Was isch das denn?«, fragte Jean-Claude.

»Die Rolle des Gegenspielers, die du im Augenblick bei uns spielst«, klärte ihn Pierre auf. »Wir hatten nämlich damals eine recht unterschiedliche Auffassung von literarischer Wahrheit.«

Ich war Pierre dankbar, dass er Jean-Claude von den Schwachpunkten meiner Geschichte abgelenkt hatte. Trotzdem konnte ich in dieser Nacht lange nicht einschlafen. Jean-Claudes unerbittliches Nachhaken hatte mir klar gezeigt, dass er entschlossen war, seiner Aufgabe mit vollem Eifer nachzugehen. Durch sein Katz- und Maus-Spiel mit dem Fiskus war er anscheinend mit allen Wassern gewaschen. Mein einziger Trost war, dass er allabendlich eine neue Geschichte vorgesetzt bekommen würde. Und sicherlich gab es im Millionärsklub einen Erzähler, der sich als Verlierer besser eignete als ich.

Am nächsten Mittag setzte ich mich etwas abseits der Millionärsgruppe, um mit Jean-Claudes kritischen Augen nach einem potentiellen Verlierer zu suchen. Da tauchte erneut Gregorius' bärtiger Kahlkopf vor mir auf. »Deine Geschichte gestern ...«, begann er, doch ich winkte ab. Ich wollte beim Essen nicht an ihre Schwachstellen erinnert werden.

Gregorius ließ nicht locker. »Deine Geschichte hat mir einige Fragen beantwortet, über die ich mir schon oft den Kopf zerbrochen habe.«

Ich horchte auf. »Welche Fragen denn?«

»Spielte sie nicht in der Gegend vom Bermuda-Dreieck, wo seit Jahrzehnten Schiffe und Flugzeuge verschwinden?«

»Ja, das kann gut sein«, tat ich überrascht. »Interessante Idee.«

»Dein Erlebnis würde einiges erklären. Vielleicht leben die verschwundenen Besatzungen dort unten weiter.«

»Meinst du? Darüber habe ich noch gar nicht nachgedacht.«

»Ha, ha!«, lachte jemand neben mir. Der hagere Pierre hatte unsere Unterhaltung im Vorbeigehen aufgeschnappt und war mit dem Tablett in der Hand stehengeblieben. Gregorius fuhr unbeirrt fort: »Vielleicht sind die Flugzeuge bei der Landung im Kessel verunglückt und können nicht zurück. Oder ist das sogar das versunkene Atlantis, wonach die Archäologen immer suchen?«

»Eine glänzende Erklärung«, sagte ich. »Du bist ein heller Kopf.«

»Danke, das sag ich mir auch immer. Ich bin eben ein offener Mensch und sage mir: Alles ist möglich. Wer so engstirnig ist wie Jean-Claude, wird es nie zu was bringen. Sein begrenzter Geist hält ihn gefangen.«

»Ja, da hast du Recht. Er will ja nicht mal unserem Millionärsklub beitreten. Anscheinend ist er mit seinem Kontostand zufrieden.«

»Ich weiß, er hat ganz schön was auf der Kante. Aber was ist das gegen eine dreiviertel Million!«

Ich gab wieder mein hölzernes Lachen von mir. »Klar, gegen unser-eins ist Münzensammler Jean-Claude bald nur ein armer Schlucker.«

Pierre prustete vor Lachen und verschwand mit seinem Tablett in Richtung Geschirrecke.

»Die Idee mit den Geschichten war jedenfalls genial.« Gregorius war fertig mit der Hauptmahlzeit, lehnte sich zurück und widmete sich der Schüssel mit Pudding und Himbeerkompott. »Ich bin schon gespannt, was Pierre uns heute Abend erzählt. Er ist ja Profi.«

Gegen Spätnachmittag sah ich Pierre mit dem dicken Oskar und einem schweren Koffer aus dem Auto steigen. »Hallo!«, dröhnte Oskars plärrende Stimme. »Ich hab schon gehört von heute Abend. Aber erstmal schmeiß ich mich in die Koje. Ich bin total groggy.«

Beim Abendessen bat uns Pierre, ihn nicht in seinem Zimmer zu besuchen, denn dort lägen lauter Schriften auf dem Boden ausgebreitet. Also versammelten wir uns auf der Terrasse des Speisesaals, wo wir neben der warmen Sommerluft die herrliche Aussicht über die weiten Gipfel der Blauen Berge und frische Obstsaft genießen konnten. Und während sich Oskar noch von den Reises Strapazen erholte, erzählte uns Pierre in knappen Worten seine »Geschichte«.

BEIDSEITS DER TRENNWAND – VON PIERRE



it Computer, Schirm und Nachttischlampe saß ich auf dem Bett und tippte einen Kurzkrimi für den »Klüngelsdorfer Boten« in die Tasten. Da schrillte das Telefon: Im Nebenzimmer, hinter der dünnen, kaum schallisolierenden Trennwand schrillte das Telefon.

»Agentur Brummert«, hörte ich Oskars Stimme. »Was für ein Preis? Schnellschreiber? Ja gerne. Aber rufen Sie doch bitte tagsüber ... Konferenzschaltung? Ach so! ... Okay. Wie bitte? ... Zeitgeist? ... Und wie hoch ist der dotiert? Donnerwetter! ... Hab ich richtig ...? 20.000?«

Ich horchte auf, griff zum Schmierblock, lehnte den Kopf an die Wand und lauschte.

»80 Zeilen, kein Problem. Das geht bei uns ruck, zuck. ... Thema? ... Aus den aufgeschnappten Fetzen eines Anrufs was zusammenreimen? ... Welche Fetzen? ... Moment, ich schreibe mit: ... Großer Fisch in Sicht, Vollmondnacht ... Hab ich ... Nachbar total schockiert ... Okay, da machen wir'n Reißer draus. Mit Baby, Blut und Busen!«

Typisch Oskar, dachte ich. Tiefstes Drei-B-Niveau! Im Geiste sah ich, wie er sich mit seinen Wurstfingern Notizen machte und rülp send das Spruchband an der Wand gegenüber seines Schreibtischs betrachtete: EIN SCHREIBER IST, WER TEXTE SCHREIBT – EIN KÜNSTLER IST, WER SIE VERKAUFT.

Symbiose nannte er das: Er war der Künstler, ich sein Lieferant.

Und wieder Oskars Stimme: »Kreuzfahrt um Mitternacht? Hai springt voll ins Boot? ... Prima. Das bringen wir mit Südseekolorit: Mit Hai und Hula-Hoop in Honolulu.«

Honolulu! Mein Gott, Oskar! Dabei war der Alltag doch viel deftiger. Schnellschreiber-Preis! Das wäre mal ein Thema. Ich griff zum Bleistift und notierte: »Kurz vor Mitternacht. Zwei im selben Boot. Plötzlich Aufruhr. Großer Fisch in Sicht. Nachbar total schockiert.«

»Einsendeschluss: Datum des Poststempels. Klar. ... Moment mal: Einunddreißigster? ... Aber das ist doch heute! ... Sie wolln mich wohl ...

Im Preiskonzept mit eingeplant? ... Zeit-GEIZ? Ach so! ... Da bleiben uns ja kaum zwei Stunden. Und ich muss noch bis zum Nachtschalter damit. Gut, dann Tschüss. Adresse hab ich, ja. Und danke für den Anruf.«

Ich sah auf die Uhr: Kurz nach Zehn. Um Null Uhr wechselte der Datumstempel. Jetzt hieß es handeln. Ruhig und hellwach. Ich atmete tief durch, dann schrieb ich auf ein leeres Blatt: »Lieber Oskar, habe alles mitgehört. Strikte Arbeitsteilung! Bitte Umschlag für drei Seiten vorbereiten. Prüfen, ob Benzin im Tank. Ab zehn vor zwölf mit laufendem Motor am Steuer sitzen. Ich komme mit dem Manuskript zum Wagen. Eintüten können wir während der Fahrt. Auf den Siegerpreis! In Eile. Pierre.«

Ich heftete den Zettel vor die Zimmertür, drehte von innen den Schlüssel um, setzte mich aufs Bett und tippte los.

Nebenan hörte ich Oskars Tür knarren. Sicher wollte er mir sein Konzept erklären. Oskars Watschelgang kam hastig näher, hielt vor meiner Tür, verweilte einen Augenblick und schlurfte dann zaghaft in sein Zimmer zurück. Mein Computer und Gehirn rotierten: Schauplatz, Handlung, Spannung, Steigerung, Pointe. Nach einer halben Stunde stand der Handlungsfaden.

Oskars Tür quietschte erneut. Leise klopfte es an meine Tür. »Pierre, mach doch bitte mal auf. Will nur sehen, ob alles in Ordnung ist.«

Genau! Wir würden eine Stunde diskutieren, und kurz vor zwölf wäre keine Story fertig. Ich holte Watte aus meiner Nachttisch-Schublade und stopfte sie mir in die Ohren. In allen Einzelheiten sah ich vor mir, was in der nächsten Stunde zu erwarten war. Meine Tasten klimperten wie Kastagnetten. Immer, wenn das Schreiben voll im Fluss war, klang für mich das Tastenklimpern wie Musik.

Von der Tür kam rhythmische Begleitung: dumpfes Fingertrommeln. Erst leise, gleichmäßig, dann kräftiger, nervöser. »Pierre, mach doch bitte mal auf! Wir haben nur noch eine knappe Stunde. Ich will nur sehen, ob der Drucker funktioniert.«

Klar, was sonst! Den Rest verschwieg er lieber. Ich tippte den Entwurf zu Ende, sah die Notizen durch, hakte Punkt für Punkt ab und warf den Zettel weg. Jetzt die Länge prüfen: 54 Zeilen. Fehlten noch 26. Also verdeutlichen, erweitern und ergänzen.

»Pierre, mach doch keine Zicken. Zwanzigtausend Piepen! Ich will bloß sicherstellen, dass zum Schluss nichts schief geht.«



Ja, ich kannte Oskars Argumente. Ich tippte und prüfte erneut die Zeilenzahl: 99. Also 19 Zeilen zu viel. Aber welche? Das Schreiben war erledigt. Jetzt begann das Schwierigste: das Kürzen.

Zwölf Zeilen hatte ich bereits gekürzt, da kam der erste Faustschlag an die Tür. Ich dankte Gott und meiner Ohrenwatte, angelte die dicken Kopfhörer aus dem Nachtschränkchen und stülpte sie als Ohrenschützer über.

»Mensch Pierre, mach auf! In zweiundzwanzig Minuten muss das Ding gestempelt sein!« – Lange Pause. Dann leise, zu sich selbst: »Vermasselt uns die Chance unseres Lebens!«

Ich musste lachen. Ich hätte keine Themen ohne Oskar, aber Oskar hätte keine Texte ohne mich.

Ein Schlüssel klapperte im Schloss. Vergebens. Eine Taschenlampe blitzte durch das Schlüsselloch. »Pierre, das gilt nicht. Zieh doch wenigstens den Schlüssel raus. Wir haben nur noch siebzehneinhalb Minuten. Wenn jetzt was schief geht, dann ...«

Wieder Zeilen zählen: 84. Vier Zeilen streichen. Aber welche? Nichts konnte weggelassen werden, kein Satz, kein Wort, kein Komma, keine Silbe. Sehr gut, dachte ich. So muss es sein. Wir mogeln einfach mit der Zeilenlänge.

Ich stellte den rechten Rand fünf Millimeter schmäler ein, so dass mehr Buchstaben auf jede Zeile passten. Der alte Trick zum Zeilensparen. Im



Flattersatz fiel das nicht weiter auf. Dann stellte ich den Drucker an, drückte auf »PRINT«, stand auf und ging zur Tür.

»Jetzt reicht's mir aber! Diese Schreiberlinge!«

Ich hörte Oskar Anlauf nehmen, drehte den Schlüssel um, trat hinter den Türrahmen und öffnete sperrangelweit die Tür.

Oskar stolperte ins Leere, fing sich, sah mein leeres Bett und blickte sich entgeistert um. Mit dem Umschlag in der Hand trat er an den Drucker, nahm die drei Blätter heraus und starrte sie an. »O Mann, das gibt's doch nicht! Ich hab's geahnt!«

»Strikte Arbeitsteilung, wie vereinbart.«

»Okay! Aber wir brauchen einen Text, den jeder lesen kann. Und zwar sofort!«

»Willst du kurz vor Torschuss noch diskutieren? Lass uns lieber mit dem Manuskript zum Wagen laufen.« Ich nahm meine Jacke vom Haken und zog sie an.

»Versteh doch: Damit kann man nichts gewinnen. Hier, schau her!« Er schleuderte mir die Blätter vor die Füße. Ich fing ein Blatt in der Luft auf und erstarrte: Es war leer!

Oskar suchte im Regal nach Druckerpatronen. »Ich hab's geahnt! Und du Blödmann hast mich ausgesperrt.«

Während er mit fliegender Hast die Patrone wechselte, schaute ich auf die Uhr: Acht vor Zwölf. Wir könnten es noch schaffen bis zur Bahnhofspost. »Geh zum Auto, lass den Motor an. Ich komme nach.«

Ich drückte erneut auf »PRINT«.

»Okay, ich sitz am Steuer. Sag mir wenigstens den Titel.«

»Beidseits der Trennwand.«

»Trennwand?« Oskars Augen wurden groß. »Bist du plemplem?
Das Thema war doch völlig anders!«
»Eben: beidseits der Trennwand
– völlig anders.«

Während Pierre noch erzählte, hatte ich leises Flüstern gehört. Jean-Claude und Mario hatten die Köpfe zusammengesteckt, dann hatte sich Mario davongeschlichen. Jetzt kam er mit dem dicken Oskar zurück, während wir Pierre applaudierten. Als Oskar sah, dass Pierre schon fertig war, verzog er die Unterlippe und rief mit plärrender Stimme: »O Mann eh, hab ich was versäumt?«

Ich winkte ihn zu mir. »Wir hörten gerade die Geschichte, in der du den Helden gespielt und dafür gesorgt hast, dass ihr rechtzeitig eure Geschichte für den Wettbewerb einschicken konntet.«

»Wettbewerb? Für welchen denn?«

»Den ersten damals«, erklärte Pierre, »bei dem wir in zwei Stunden fertig sein mussten.«

»Ach mit Hai und Hula-Hoop in Honolulu? Das war vielleicht'n Ding du. Mit dem Preisgeld sind wir ans Meer und haben genau das erlebt, was als Thema vorgegeben war. Ich dachte erst, wir erfinden was, und dann ist alles genau so eingetroffen.«

»Bischt du sicher?«, fragte Jean-Claude. »Was habt ihr erlebt?«

»O Mann eh, das ist lange her. War da nich'n großer Fisch ins Boot gesprungen, ein fliegender Fisch oder so. Und dann der Schock, als wir erfuhren ...«

Jean-Claude unterbrach ihn. »Kannst du etwas langsamer reden. Ich mach mir grad Notizen. Also was war der Schock?«

»Das Preisgeld.«

»Habt ihr gewonnen oder nicht?«

»Ja klar, darum ging's ja gerade. Als wir den Anruf bekamen, haben wir gleich den Flug gebucht und ab auf die Insel.«

»Und wie hoch war der Preis?«

»Zwanzigtausend Piepen für den ersten Preis. Also haben wir alles mit meiner Goldenen Karte gebucht. Und als die Überweisung kam, war's nur der dritte Preis. Das war'n Ding, o Mann eh, kann ich dir sagen.«

»Gelohnt hat sich's trotzdem«, meinte Pierre, »durch die Publicity.«
 »Okhay, ich stell dir nachher noch ein paar Fragen.« Jean-Claude wandte sich an mich. »Und wer isch morgen dran?«

Alle sahen sich um, keiner wollte der Nächste sein und unter Jean-Claudes Seziermesser geraten.

Da hob Albrecht die Hand: »Also wenn sich sonst keiner meldet, dann bin ich halt der Nächste. Mir fällt da nämlich ein, wie meine Bildhauer-Karriere anfang. Ganz gegen meinen Willen. Gelernt hab ich Steinbildhauer. Aber als Steinmetz musste ich immer nur Grabsteine meißeln: von wann bis wann einer gelebt hat. Das kann's doch nicht gewesen sein, hab ich gedacht, und als ich anfang zu meditieren, hat's mich auf einmal ganz stark nach Indien gezogen. Und ausgerechnet dort, wo ich mich mal richtig in die Stille zurückziehen wollte, so um 1991 muss das gewesen sein, ist mir Folgendes passiert.«

»Halt«, rief ich. »Jeden Abend eine Geschichte. Morgen kommen wir zu dir, bringen was zu trinken und zu knabbern mit, und du erzählst.«

»Also gut. Da räum ich endlich mal mein Zimmer auf. Aber eines müsst ihr mir versprechen: Auf dem Tisch steht eine frische Tonfigur, die darf keiner anfassen. Sonst werf ich euch alle raus.«

»Okay, wir benehmen uns gesittet.«

Als ich am nächsten Mittag über den frisch angelegten Waldweg zum Speisesaal wanderte, fiel mir ein neues Wegschild auf, das Albrecht aus Holz geschnitzt hatte. Darauf war eine Bärenspur und der Name »BEAR PAW TRAIL« eingeschnitzt. Beim Essen sah ich Albrechts roten Kopf schon von weitem leuchten, setze mich zu ihm und fragte ihn, wie er auf den Namen gekommen war.

»Ja weißt du, am Morgen, nachdem ich mit Mario den Weg angelegt hatte, sah ich im frisch geharkten Boden eine Bärenspur. Und weil der Bär den Weg als erster benutzt hat, hab ich ihn nach ihm benannt.«

Nach dem Abendbrot traf sich der Millionärsklub also in Albrechts Zimmer, auf dessen Tisch eine mit feuchtem Tuch und Plastiktüte umhüllte Figur stand, die er aber selbst auf mehrmaliges Bitten nicht enthüllen wollte.

»Wenn's fertig ist, wird's enthüllt«, meinte er lakonisch. »Jetzt hört euch erst mal meine Geschichte an.«